

ULRICH WEBER



FRIEDRICH
DÜRRENMATT

EINE BIOGRAPHIE

DIOGENES

ca. 20 %. Die jährlichen Einnahmen und Ausgaben des Paares entwickelten sich parallel dazu von ca. 6000 bis 7000 Franken um 1912 zu 13000 bis 14000 vor dem Zweiten Weltkrieg, wobei neben Reinholds Pfarrerlohn ein kleiner Beitrag stets von Hulda mit Untermietern und bezahlenden Gästen am Mittagstisch erwirtschaftet wurde. Das Vermögen schrumpfte dann allerdings während der Kriegsjahre drastisch – um ein Drittel: 1953, kurz nach Reinhold Dürrenmatts Pensionierung, bestand noch ein »Vermögeli« (so Hulda D.) von 9000 Franken. Die knapper werdenden Finanzen hinderten Reinhold Dürrenmatt jedoch nicht daran, weiterhin jährlich 10 % seines Einkommens für gemeinnützige Zwecke zu spenden.

Ohne ihn besonders hervorzuheben, weist Dürrenmatt in seinen autobiographischen Schilderungen wiederholt auf den latenten Antisemitismus hin, der in dieser christlich-patriarchalischen Schweizer Welt ganz selbstverständlich vorhanden war: »[M]an war zwar nicht antisemitisch, aber auch nicht judenfreundlich, das störrische Volk wollte und wollte den Messias nicht anerkennen und hatte sich selber verflucht: Am Antisemitismus Hitlers waren die Juden selber schuld, und im übrigen geisterte auch in der Schweiz das Schlagwort vom jüdischen Bolschewismus herum.« (WA 28, S. 188)

Mehr als mit den sozialen Spannungen der Zwischenkriegszeit hatte sich Fritz mit inneren Spannungen auseinanderzusetzen. Scham ist ein Grundgefühl, das Dürrenmatt im Rückblick mit seiner Kindheit verbindet. Scham machte die Sexualität im protestantischen Haushalt der Eltern zum absoluten Tabu – sie war nur erlebbar, wenn bei einem Bauern in der Nähe ein Stier zur Kuh geführt wurde. Es ist eine Scham, die tief saß und auch Dürrenmatts Werk durchdringt, selbst wo er sich ihr demonstrativ entgegenstellt. Scham aber auch über den Glauben und das Bekenntnis: Als er im Juli 1934 auf seinem Fahrrad mit einem Motorrad zusammenstieß und aus der Ohnmacht erwachte, bangte er um sein Leben und suchte Halt bei Gott: »Ich betete laut, Gott solle mich nicht sterben lassen. Dann verlor ich wieder das Bewußtsein. Ich erinnere mich noch an einen Blutsturz in der Nacht darauf. Nachher schämte ich mich, gebetet zu haben. Mein Beten kam mir als eine Flucht in den Glauben vor, als eine Kapitulation. Die Religion wurde mir peinlich, ich mißtraute ihr und hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich ihr, als es ernst wurde, doch nicht gewachsen gewesen war.« (WA 28, S. 187) Im Schulaufsatz, den Fritz über diesen Unfall schrieb, ist davon noch nicht die Rede, erst in der retrospektiven Darstellung des Erwachsenen. Auch eine Silvesterfeier, die die Eltern mit dem frommen Inspektor der »Mohammedaner-Mission«, Ludwig Rubli,¹⁹ bestritten, blieb ihm in unangenehmer Erinnerung, fielen doch alle um Mitternacht auf die Knie, um zu beten, und auch er machte mit. »Die Scham blieb. Noch heute befällt mich Unbehagen, wenn ich in eine Kirche gehen muß, aus familiären Gründen oder sei es, um sie zu besichtigen.« (ebd.)

Scham drückt er auch im Rückblick auf die eigene ruhige Vita im von politischen Katastrophen geprägten 20. Jahrhundert aus: »Gemessen am Schicksal von Millionen und Abermillionen, die lebten, leben, während ich lebe, und noch leben werden, wenn ich nicht mehr lebe, kommt mir mein Leben so privilegiert vor, daß ich mich schäme, es auch noch schriftstellerisch zu verklären.« (WA 8, S. 13) Scham schließlich, über

sich selbst zu sprechen, besonders über seine Gefühle. Dürrenmatt grenzt sich ab von den »Exhibitionisten unter den Schriftstellern – [...] den schamlosen, die ihr Leben ummontieren, umdichten, umschachteln«, und »jenen, in deren Kübeln voller Esprit wir unversehens ertrinken.« (WA 28, S. 14) Die grundlegende Kategorie der Distanz in Dürrenmatts Schreiben hat hier wohl ihre psychologischen Wurzeln: sich nicht wichtig nehmen, über sich lachen können. Jeder Ansatz von Pathos wird durch das Lachen unterminiert. Gefühle bleiben im Inneren verschlossen, sind der Sprache nicht zugänglich.

Die Antwort des Jungen auf die alles bestimmende Scham war Provokation, verbunden mit Schlagfertigkeit, etwa wenn er seinen Kameraden erzählte, die Kirche sei auf einem Hügel gebaut, damit der »Seich« (der Unsinn, zugleich die Pisse), den der Vater in der Kirche erzähle, besser abfließen könne. Einmal will er in einem physikalisch-theologischen Selbstexperiment von der nahe beim Pfarrhaus über die elektrifizierte Burgdorf–Thun-Bahnlinie führende Brücke aus auf die Fahrleitungen hinuntergepinkelt haben, um zu schauen, »öb's mi putzt«, ob er dabei draufgehe.²⁰ Ein Berner Jugendfreund erzählte, er sei einmal mit Dürrenmatt spazieren gegangen, mit einem Hund an der Leine, und als dieser an einer Frau herumgeschnüffelt habe, habe Fritz zur Frau gesagt, sie solle keine Angst haben, das mache er immer so, wenn eine Frau die Periode habe.²¹ Dürrenmatt blieb zeitlebens ein Provokateur, der gerne andere vor den Kopf stieß und weihevollen Anlässe störte: Noch kurz vor seinem Tod, im November 1990, begrüßte er anlässlich einer Ehrung vor versammelter politischer, wirtschaftlicher und kultureller Elite der Schweiz den tschechoslowakischen Staatspräsidenten und Schriftstellerkollegen Václav Havel nach dessen Befreiung aus den Gefängnissen des Totalitarismus nicht in der freien Schweiz, sondern im geistigen »Gefängnis« Schweiz.

Jugend in der Stadt Bern

DER GYMNASIAST

Im Oktober 1935 zog die Familie Dürrenmatt in die »Bundesstadt« Bern. Sie ist seit 1848 Regierungs- und Verwaltungssitz des Schweizerischen Bundesstaates, ihre Einwohnerzahl hatte sich von 1900 bis zum Zeitpunkt der Übersiedlung der Familie Dürrenmatt auf ca. 120000 verdoppelt. An Industrie war um 1935 neben Zulieferern der Bundesbetriebe (Post, Telephon und Telegraph und Schweizerische Bundesbahnen) vor allem die Lebensmittelproduktion von Tobler (Toblerone) und Wander (Ovomaltine) von Bedeutung; daneben war Bern seit 1834 eine Universitätsstadt. Als Kantonshauptstadt schaute sie zugleich stolz und nostalgisch auf ihre Geschichte als einst mächtige, vom Genfersee bis zum Rhein reichende, von einem wohlhabenden Patriziat beherrschte Stadtrepublik zurück, der erst Napoleon ein Ende gesetzt hatte. Bern hat bis heute eine gut erhaltene mittelalterliche Altstadt, die auf einer Halbinsel der Aare liegt.

Der junge Dürrenmatt erlebte die beschauliche, behäbige und auch gravitatische Stadt mit ihren Arkaden als bedrohliches Labyrinth. Zehn Jahre nach dem Umzug nach Bern wird er *Die Stadt* in seiner gleichnamigen Erzählung zum übermächtigen Subjekt überhöhen: »Sie stand unverändert seit Menschengedenken und kein Haus verschwand oder kam hinzu. Die Gebäude waren unabänderlich und keiner Zeit unterworfen und die Gassen nicht winklig wie in den anderen alten Städten, sondern nach festen Plänen gerade und gleichgerichtet, so daß sie ins Unendliche zu führen schienen, doch gaben sie keine Freiheit, denn die niedrigen Lauben zwangen die Menschen, sich gebückt innerhalb der Häuser zu bewegen, der Stadt unsichtbar und ihr so erträglich.« (WA 1, S. 119f.)

Der Vater trat im Herbst 1935 eine neue Stelle als Pfarrer am Berner Salemspital an, zugleich war er Seelsorger der das Krankenhaus betreibenden Diakonissen. Anlass für den Stellenwechsel und Umzug war einerseits die Last des Amtes in der wachsenden Dorfgemeinde, andererseits Fritz' Übertritt ins Gymnasium.

Die Familie bezog eine Wohnung in einem alten herrschaftlichen Haus, dem »Saxergut«, das die Diakonissen im gleichen Jahr erworben hatten. Es liegt unterhalb des Krankenhauses direkt an der Aare, gegenüber der Halbinsel mit der Altstadt. Der Umzug und das Jahr in der Altenbergstraße 29 fallen in Dürrenmatts Erinnerung mit der Pubertät und der erwachenden Sexualität des Vierzehnjährigen zusammen. Das Labyrinth, als das er die Stadt Bern wahrnahm, war zugleich jenes der Adoleszenz, und der Eintritt ins Labyrinth, seinem rituellen Ursprung entsprechend, eine Initiation. Der Junge erlebte sie bei nächtlichen Eskapaden: »Ich trank mit den Gärtnergehilfen [des Diakonissenhauses] Bier und Schnaps, und ein junger blonder Deutscher zeigte mir stolz die Fotografie seiner nackten, üppigen Braut.« (WA 28, S. 46) Eine Episode aus

dieser Zeit hat Dürrenmatt als Szene von archetypischer Kraft dargestellt: Ein Schäferhund aus der Nachbarschaft, den er oft spazieren führte, fiel ihn eines Tages unvermittelt an, verbiss sich in ihn, die Mutter eilte ihm zu Hilfe, endlich auch der Besitzer. Gemeinsam konnten sie den blutüberströmten Jungen befreien. Der Hund wurde erschossen. Hunde als Bedrohung und Begleitung sollten in Dürrenmatts literarischem Werk wie in seinem Leben noch eine wichtige Rolle einnehmen.²²

Besonders schwer fiel der Umzug nach Bern der Mutter. Verena Dürrenmatt erinnert sich: »Sie war wirklich Pfarrfrau mit Leib und Seele, hatte im Dorf eine Funktion, es gab Pfarrfrauentagungen, es war fast wie ein Beruf, mit all den Vereinen. Und das hat sie mit dem Umzug nach Bern verloren, im Diakonissenhaus wollten sie keine Frau, die etwas leitete, die hatten genug Frauen, die das machten. Sie war wie beleidigt, suchte einen Weg, eine Aufgabe. Bern war für uns eine mühsame Zeit.«²³ Eine Möglichkeit zur aktiven Gestaltung sah sie im Einrichten von Wohnungen: Schon ein knappes Jahr nach der Ankunft in Bern zog die Familie erneut um, man bezog im September 1936 eine großzügige Wohnung in der Nydegggasse 13, zuunterst in der Berner Altstadt, nahe beim Bärengraben, in einem Haus, das ebenfalls dem Diakonissenorden gehörte. Die Familie blieb für die nächsten fünf Jahre in dieser Wohnung mit Blick auf das Matte-Viertel unten an der Aare, das alte Hafen- und Rotlichtviertel von Bern, dessen *bains garnis* schon Casanova geschätzt hatte. Der pubertierende Fritz war fasziniert vom Anblick der leichten Mädchen, die sich dort im Sommer auf den Terrassen sonnten.

*

Fritz besuchte das pietistisch geprägte Freie Gymnasium an der Nägeligasse, wie vor ihm sein Vater, sein Onkel Hugo sowie dessen Söhne Peter und Konrad. Kurt Marti, später Pfarrer und ebenfalls Schriftsteller, erinnert sich an seinen wenig am Unterricht interessierten Mitschüler: »Er hatte sich einen der begehrten Plätze ›weit vom Geschütz‹, nämlich zuhinterst im Klassenzimmer, sichern können. Dort zeichnete er, füllte fleißig Blätter und Brouillonhefte [Skizzenhefte] mit Phantasiefiguren. [...] Hin und wieder verblüffte Fritz mit kuriosen Theorien oder Behauptungen, von denen niemand zu sagen wusste, ob daran etwas Wahres war oder ob sie, wie die Zeichnungen, spontan seiner Phantasie entsprangen.«²⁴

Dürrenmatt war mit dem Sohn des Rektors, Theo Schweingruber, befreundet – eine Freundschaft, die Verletzungen hinterließ, weigerte dieser sich doch nach Dürrenmatts Tod, über diese »Freundschaft seines Lebens«²⁵ zu sprechen. Offenbar hatte Schweingruber damals selbst auch literarische Ambitionen,²⁶ er studierte später gemeinsam mit Dürrenmatt Germanistik. Schweingruber war nicht der Einzige, der verletzt reagierte, als Dürrenmatt in seiner Autobiographie kein Wort über seine Jugendfreundschaften verlor, sondern vielmehr ein solipsistisches Selbstbild zeichnete: »Ich machte eine gutbürgerliche Jugend wie eine Krankheit durch, ohne Kenntnisse der

Gesellschaft und ihrer Zusammenhänge, behütet, ohne behütet zu sein, immer wieder gegen einen Zustand anrennend, der nicht zu ändern war: Ich selbst war dieser Zustand. Unsinnige Demütigungen und Blamagen, unbewältigte Pubertät, Lappalien ins Riesenhafte vergrößert, Onanie in jeder Beziehung. Wenig Fähigkeit zur Anpassung, keine Freundin, nicht einmal Freunde.« (WA 28, S. 50)

Hier zeigt sich ein Muster, das sich später wiederholt: Der durchaus gesellige Dürrenmatt durchlebte intensive Freundschaften, brach jedoch, wenn er in eine neue Lebensphase eintrat, die Kontakte ab und löschte die Erinnerung daran aus seinem Gedächtnis. In einem Brief an Kurt Marti schreibt Dürrenmatt am 3. März 1981: »Ich war damals sehr hilflos im Freien Gymnasium, und es ist für mich eine Zeit gewesen, an die ich ungern zurückdenke. Mein Entschluss, Schriftsteller zu werden, war nur dadurch möglich, dass ich mit meiner ganzen Berner Zeit abrupt brach. Ich musste ins Freie. Ich habe darum mit allen Menschen jener Zeit immer noch ein zwiespältiges Verhältnis.« Keine der engeren Freundschaften aus den Berner Gymnasial- und Studienjahren hatte Bestand.

Das Einzige, was Dürrenmatt aus der Zeit im Freien Gymnasium positiv hervorhebt: dass ihm der Zeichenlehrer die Technik der Federzeichnung beibrachte – sie wurde seine Lieblingstechnik, in der er eine eigene Virtuosität entwickelte.

Im März 1937 wurde Fritz Dürrenmatt im Berner Münster konfirmiert. Während der folgenden Sommerferien unternahm er mit seinem Onkel Jacob Staub und einem Schulfreund eine ausgedehnte Radtour durch Deutschland. Die Route führte über Zürich nach München, Regensburg, Nürnberg, Weimar, Eisenach, Frankfurt und zurück in die Schweiz. Es war Dürrenmatts erste Begegnung mit dem nationalsozialistischen Deutschland und seine erste Auslandsreise überhaupt. In München besuchte er das Hofbräuhaus; er berichtete den Eltern auf einer Postkarte, er hätte am Tisch gesessen, an dem die NSDAP gegründet worden sei. In einem Interview hebt er später den Besuch der Ausstellung ›Entartete Kunst‹ hervor: »Als ich 1937 mit dem Fahrrad nach Deutschland reiste, über Tuttlingen, Ulm nach München, war dort gerade die Eröffnung der Deutschen Kunstausstellung. Da sah ich zum ersten Mal die Bilder der Expressionisten, die auf mich einen irrsinnigen Eindruck machten, denn die hatten große Ähnlichkeit mit meinen eigenen Bildern. Aber die hingen in der Abteilung, wo die sogenannte entartete Kunst ausgestellt wurde. Da stand ich also völlig fassungslos mir selbst gegenüber, aber nun war ich entartet.« (G 3, S. 97) Bis dahin war seine Vorstellung von Kunst durch Figuren wie Michelangelo, Leonardo da Vinci und Rubens geprägt gewesen, wohingegen seine gezeichneten Motive aus den germanischen Sagen wohl Vorbilder aus der Romantik hatten. Die Eindrücke der Münchner Ausstellung bedeuteten einen Einbruch der künstlerischen Gegenwart in seinen bisherigen Horizont. Und als er bei einem Ausflug des Gymnasiums 1939 wählen durfte, ob er lieber die Landesausstellung in Zürich oder die große Ausstellung der Prado-Schätze in Genf besuchen wollte, wählte Dürrenmatt die zweite Option. In Genf dürfte er erstmals dem Werk Goyas begegnet sein, das mit seiner schwarzen Phantastik für ihn wegweisend wurde – wie auch die in der Ausstellung ebenfalls